

CHRIS KYLE

MIT SCOTT MCEWEN UND JIM DEFELICE

AMERICAN
SNIPER

Kapitel 1

Pferde zureiten und andere Vergnügen

Ein Cowboy durch und durch

Jede Geschichte hat einen Anfang.

Meine beginnt im nördlichzentralen Texas. Ich wuchs in Kleinstädten auf, in denen ich lernte, wie wichtig traditionelle Werte wie Patriotismus, Eigenständigkeit und die Verbundenheit mit Familie und Nachbarn sind. Ich kann mit Stolz sagen, dass diese Ideale nach wie vor mein Leben bestimmen. Ich habe einen ausgeprägten Gerechtigkeitsinn. Für mich gibt es nur Schwarz und Weiß. Grauschattierungen existieren für mich praktisch nicht. Ich bin der Überzeugung, dass es wichtig ist, andere zu beschützen. Ich scheue keine harte Arbeit. Ich amüsiere mich aber auch ganz gerne. Das Leben ist zu kurz, um auf die angenehmen Dinge zu verzichten.

Ich wuchs im christlichen Glauben auf und bin nach wie vor ein gläubiger Christ. Wenn ich meine Prioritäten setzen müsste, dann lägen sie bei Gott, Vaterland und Familie. Wobei man über die Reihenfolge der letzten beiden Punkte streiten könnte – mittlerweile vertrete ich die Auffassung, dass die Familie unter bestimmten Umständen wichtiger als das Vaterland ist. Aber sie liegen dicht beieinander.

Ich hatte seit jeher eine Vorliebe für Schusswaffen und die Jagd – man könnte gewissermaßen sagen, dass ich schon immer ein Cowboy war. Kaum konnte ich gehen, konnte ich auch schon reiten. Ich würde mich heute nicht mehr als echten Cowboy bezeichnen, weil es schon lange her

ist, dass ich auf einer Ranch gearbeitet habe. Wahrscheinlich bin ich also nicht mehr so sattelfest wie früher. Aber wenn ich schon kein SEAL mehr bin, so bin ich doch zumindest im Herzen noch ein Cowboy, oder wäre zumindest gerne einer. Der Haken ist nur, dass man als Cowboy nicht genügend Geld verdient, um seine Familie ernähren zu können.

Ich erinnere mich nicht mehr, wann ich zum ersten Mal auf die Jagd ging, aber ich muss wohl ziemlich jung gewesen sein. Meine Familie hatte einige Kilometer von unserem Haus entfernt eine Jagdpacht und wir gingen jeden Winter jagen. (Es handelt sich dabei um ein Grundstück, auf dem der Eigentümer Jägern für einen bestimmten Zeitraum gegen eine Gebühr eine Jagderlaubnis erteilt. Die Bedingungen variieren von Ort zu Ort, aber so läuft es bei uns im Süden.) Neben Rotwild jagten wir Truthähne, Tauben und Wachteln – alles, was gerade Saison hatte. Mit »wir« meine ich meine Mutter, meinen Vater und meinen Bruder, der vier Jahre jünger ist als ich. Wir hausten an den Wochenenden in einem alten Wohnwagen. Er war nicht sehr groß, aber wir waren eine Familie, die immer eng zusammenhielt, und wir genossen die Zeit, die wir dort verbrachten.

Mein Vater arbeitete für Southwestern Bell und AT&T – im Laufe seiner Karriere trennten sich die Unternehmen und schlossen sich wieder zusammen. Er war im Management tätig und immer wenn er im Abstand von einigen Jahren befördert wurde, mussten wir umziehen. Ich wuchs also überall in Texas auf.

Obwohl mein Vater sehr erfolgreich war, verabscheute er seinen Job. Nicht die Arbeit selbst, sondern die damit verbundenen Umstände. Die Bürokratie. Die Tatsache, dass er in einem stickigen Büro sitzen musste. Er hatte eine tiefe Abneigung dagegen, jeden Tag Anzug und Krawatte tragen zu müssen.

»Es interessiert mich nicht, wie viel Geld du später einmal verdienst«, sagte mir mein Vater immer. »Es ist es nicht wert, unzufrieden zu sein.« Das ist der wertvollste Rat, den er mir jemals erteilte: Folge deiner Berufung. Bis zum heutigen Tag versuche ich, dieser Maxime treu zu sein. Als ich aufwuchs, war mein Vater in vielerlei Hinsicht mein bester Freund, aber seine umgängliche Art durchsetzte er mit einer großen Dosis vä-

terlicher Disziplin. Es gab gewisse Grenzen, die man schlichtweg nicht überschreiten durfte. Ich wurde übers Knie gelegt, wenn ich es verdient hatte, aber ich wurde niemals unverhältnismäßig hart oder im Affekt gezüchtigt. Wenn mein Vater wütend war, nahm er sich einige Minuten Zeit, um sich zu beruhigen, bevor er mich bestrafte – und anschließend in den Arm nahm.

Mein Bruder würde wohl sagen, dass er und ich uns die meiste Zeit über in den Haaren lagen. Ich weiß nicht, ob das stimmt, aber wir gerieten oft aneinander. Er war jünger und kleiner als ich, aber er konnte ordentlich austeilen und gab niemals auf. Er ist ein zäher Kerl und bis zum heutigen Tag einer meiner engsten Vertrauten. Wir machten uns oft genug gegenseitig das Leben zur Hölle, hatten aber auch viel Spaß zusammen und wir wussten, dass wir uns immer aufeinander verlassen konnten.

Im Atrium unserer Highschool stand die Statue eines Panthers. Jedes Jahr versuchten die Jugendlichen aus der Oberstufe in einem Aufnahme ritual die neuen Neuntklässler auf den Panther zu setzen. Die Neuntklässler wehrten sich natürlich. Ich hatte die Schule bereits abgeschlossen, als mein Bruder dort anfang, aber an seinem ersten Schultag kehrte ich noch einmal zurück und bot jedem 100 Dollar an, der es schaffte, ihn auf die Statue zu setzen.

Die 100 Dollar habe ich immer noch.

Ich geriet zwar oft in Schlägereien, aber die meisten davon gingen nicht von mir aus. Mein Vater ließ keinen Zweifel daran, dass er mich ordentlich verprügeln würde, falls er jemals herausfand, dass ich ein Handge- menge begonnen hatte. Wir sollten stets über den Dingen stehen.

Selbstverteidigung stand jedoch auf einem anderen Blatt. Und meinen Bruder zu beschützen, war sogar noch besser – sobald jemand ihn provozierte, knöpfte ich ihn mir vor. Ich war der Einzige, der meinen kleinen Bruder verprügeln durfte.

Irgendwann einmal fing ich an, auch andere jüngere Kinder zu beschützen, die zur Zielscheibe von Rowdys geworden waren. Ich hatte das Gefühl, auf sie aufpassen zu müssen. Es wurde zu meiner Pflicht.

Vielleicht suchte ich auch nur nach einem Vorwand, mich zu prügeln, ohne dafür Konsequenzen fürchten zu müssen. Ich denke aber, dass mehr dahintersteckte; der Gerechtigkeitssinn und die Fairness meines Vaters beeinflussten mich schon damals mehr, als mir bewusst war. Und im Laufe der Jahre kamen diese Charakterzüge immer stärker zum Tragen. Aber was auch immer der eigentliche Grund war, ich hatte ausreichend Gelegenheit, mich mit anderen zu prügeln.

Meine Familie war sehr gläubig. Mein Vater war ein Diakon und meine Mutter Lehrerin an der Sonntagsschule. Ich erinnere mich, wie wir in meiner Kindheit jeden Sonntagmorgen, Sonntagabend und Mittwochabend in die Kirche gingen. Wir betrachteten uns nicht als übermäßig religiös, nur als anständige Bürger, die an Gott glaubten und sich in unserer Kirche engagierten. Ich muss allerdings zugeben, dass ich damals nicht besonders gerne hinging.

Mein Vater arbeitete immer sehr hart. Ich vermute, dass das in seinen Genen lag – sein Vater war ein Farmer aus Kansas und die Leute dort arbeiten alle unermüdlich. Ein Job reichte meinem Vater nie aus – in meiner Jugend hatte er eine Zeit lang einen Futterhandel und eine kleine Ranch, auf der wir alle mit anpackten. Er ist jetzt offiziell im Ruhestand, hilft aber immer noch bei einem Tierarzt aus, wenn er nicht gerade auf seiner Ranch arbeitet.

Auch meine Mutter schonte sich nie. Als mein Bruder und ich alt genug waren, um alleine auf uns aufzupassen, arbeitete sie als Beraterin in einer Jugendhaftanstalt. Es war allerdings nicht leicht für sie, den ganzen Tag mit verhaltensauffälligen Jugendlichen zu tun zu haben, weshalb sie die Stelle bald wechselte. Auch sie ist jetzt im Ruhestand, obwohl sie immer noch als Halbtagskraft beschäftigt ist und sich um ihre Enkelkinder kümmert.

Die Arbeit auf der Ranch nahm neben meinen schulischen Pflichten eine Menge Zeit ein. Mein Bruder und ich hatten nach der Schule und an den Wochenenden verschiedene Dinge zu erledigen: die Pferde füttern und versorgen, zu den Rindern reiten, die Zäune kontrollieren und vieles mehr.

Rinder können ganz schöne Probleme bereiten. Ich wurde von ihnen schon ans Bein getreten, in die Brust und, ja, auch dorthin, wo die Sonne nicht scheint. Den Kopf verschonten sie aber immer. Schade eigentlich. Vielleicht wäre ich nach einem solchen Tritt ja normal geworden.

In meiner Jugend zog ich Ochsen und Jungkühe für die FFA auf, die Future Farmers of America. (Die jetzt offiziell unter dem Namen The National FFA Organization firmieren.) Ich mochte die FFA und verbrachte viel Zeit damit, Rinder zu pflegen und bei Veranstaltungen vorzuführen, obwohl die Arbeit mit den Tieren auch ziemlich frustrierend sein konnte. Sie trieben mich permanent zur Weißglut. Ich hielt mich damals für den Herrscher der Welt und war bekannt dafür, ihnen notfalls auch eins über ihre dicken Schädel zu ziehen, um sie zur Vernunft zu bringen. Dabei brach ich mir zweimal die Hand.

Wie gesagt, ein ordentlicher Tritt an den Kopf hätte mich möglicherweise zurechtgerückt.

Wenn es um Schusswaffen ging, behielt ich zwar stets die Fassung, aber ich war trotzdem Feuer und Flamme für sie. Wie bei vielen anderen Jungen auch war meine erste »Waffe« ein Luftgewehr der Marke Daisy mit Multi-Pump-System – je mehr man pumpte, umso stärker war der Druck. Später hatte ich einen CO₂-Revolver, der aussah wie ein Colt Peacemaker aus dem Jahre 1860. Seither habe ich eine Schwäche für die Schusswaffen des Wilden Westens, weshalb ich nach meiner Entlassung aus der Navy anfang, einige sehr schöne Repliken zu sammeln. Mein Favorit ist der Nachbau eines Colt Navy Revolvers, Modell 1861, der auf einer originalen alten Drehbank aus jener Zeit hergestellt wurde.

Mein erstes echtes Gewehr bekam ich, als ich sieben oder acht Jahre alt war. Es war ein Karabiner im Kaliber 30-06. Es war ein ordentliches Gewehr – so »erwachsen«, dass ich am Anfang Angst hatte, damit zu schießen. Ich freundete mich mit dem Gewehr zwar rasch an, aber wenn ich zurückdenke, muss ich gestehen, dass es mich *in Wirklichkeit* zur Marlin 30-30 meines Bruders hinzog. Es war ein Unterhebel-Repetierer, wie die Cowboys sie früher benutzten.

Ja, ich hatte eine Schwäche für dieses Thema.

Pferde zureiten

Du bist kein Cowboy, solange du kein Pferd zugeritten hast. Ich fing damit an, als ich in der Highschool war; am Anfang wusste ich allerdings noch nicht viel darüber. Es hieß nur: »Spring auf und reite den Gaul, bis er sich nicht mehr aufbäumt. Und versuche möglichst, nicht herunterzufallen.«

Im Laufe der Zeit lernte ich viele Feinheiten, aber am Anfang erwarb ich mein Wissen in der Berufspraxis – auf dem Pferd also. Das Pferd tat etwas, und ich reagierte darauf. Gemeinsam fanden wir irgendwann einen Konsens. Ich war von Natur aus ungeduldig, aber bei meiner Arbeit mit den Pferden musste ich mir genau diese Tugend aneignen – Geduld. In meinem späteren Leben als Scharfschütze sollte sich diese Eigenschaft noch als extrem hilfreich erweisen – ebenso wie beim Werben um meine Frau.

Im Gegensatz zu Rindern hatte ich nie einen Anlass, ein Pferd zu schlagen. Klar, ich musste sie so lange reiten, bis sie müde wurden und ihren Widerstand aufgaben. Es war enorm wichtig, so lange im Sattel zu bleiben, bis sie erkannten, wer das Sagen hatte. Aber ein Pferd schlagen? Dafür sah ich niemals einen Grund. Pferde sind klüger als Rinder. Man kann ein Pferd sehr wohl dazu bringen mitzuarbeiten, wenn man ihm nur genug Zeit lässt und die Ruhe bewahrt.

Ich wusste nicht, ob ich wirklich Talent dazu hatte, Pferde zu zähmen oder nicht, aber indem ich mich in ihrer Nähe aufhielt, wuchs mein Interesse am Lebensstil der Cowboys. Rückblickend ist es nicht weiter verwunderlich, dass ich schon während meiner Schulzeit an Rodeowettkämpfen teilnahm. In der Highschool war ich auch in der Baseball- und Footballmannschaft, aber nichts war so aufregend wie Rodeoreiten.

In jeder Highschool gibt es verschiedene Cliques: die Sportler, die Streber und so weiter. Die Gruppe, der ich mich verbunden fühlte, waren die »Ropers«. Wir trugen Stiefel und Jeans und ahmten in Aussehen und Verhalten Cowboys nach. Ich war allerdings kein *echter* Roper – ich hätte damals kein Kalb mit einem Lasso einfangen können – was mich aber nicht davon abhielt, mich bereits im Alter von etwa 16 Jahren auf Rodeowettkämpfen herumzutreiben.

1. Pferde zureiten und andere Vergnügen

Nachdem es bei uns in der Nähe eine entsprechende Trainingsanlage gab, fing ich irgendwann an, Bullen und Pferde nach Rodeoart zu reiten. Man zahlte 20 Dollar und konnte dann so lange auf den bockenden Tieren reiten, wie man es aushielt. Allerdings musste man für seine eigene Ausrüstung sorgen – Sporen, Beinlinge, Zaumzeug. Diesem Zeitvertreib haftete nichts Glorreiches an: Man stieg auf, stürzte und stieg wieder auf. Mit der Zeit blieb ich immer länger im Sattel und irgendwann einmal war ich selbstbewusst genug, um an einigen kleineren Wettkämpfen in der Nähe teilzunehmen.

Einen Bullen zu reiten, ist mit dem Zähmen eines Pferdes nicht vergleichbar. Sie bocken zwar auf ähnliche Weise, aber ihre Haut ist so faltig und lose, dass man nicht nur nach vorne fällt, sondern auch noch seitlich hin- und herrutscht, wenn sie sich aufbäumen. Und Bullen können sich wirklich schnell im Kreis drehen. Sagen wir es einmal so: Es ist eine Kunst, nicht abgeworfen zu werden.

Ich ritt etwa ein Jahr lang Bullen und war nicht besonders erfolgreich damit. Endlich hatte ich ein Einsehen, sattelte im wahrsten Sinne des Wortes um und landete schließlich beim Pferderodeo. Das ist die Paradeisziplin, bei der man nicht nur mindestens acht Sekunden lang auf dem Pferd sitzen bleiben, sondern dabei auch noch souverän und elegant aussehen muss. Aus irgendeinem Grund schnitt ich besser ab als die anderen und so blieb ich eine Weile dabei, gewann eine Menge Gürtelschließen und auch den einen oder anderen aufwendig dekorierten Sattel. Ich war kein Champion, das nicht, aber gut genug, um es mir leisten zu können, einen Teil meiner Preisgelder in der einen oder anderen Bar auszugeben. Ich fiel auch den Groupies auf, die auf Rodeoveranstaltungen häufig zugegen sind. Alles lief bestens. Ich genoss es, von Stadt zu Stadt zu ziehen, zu feiern und zu reiten.

Kurzum: Ich führte das Leben eines modernen Cowboys.

Auch nachdem ich 1992 die Highschool abgeschlossen und mich am College der Tarleton State University in Stephenville, Texas, eingeschrieben hatte, ritt ich weiter. Für diejenigen unter Ihnen, die es nicht wissen:

Tarleton wurde 1899 gegründet und schloss sich 1917 dem Texas-A&M-Universitätssystem an. Es ist die drittgrößte agrarwirtschaftliche Universität im Lande, und sie steht in dem Ruf, hervorragende Ranch- und Farmmanager sowie Lehrer für Agrarwirtschaft hervorzubringen.

Damals hatte ich noch vor, Ranchmanager zu werden. Vor der Immatrikulation hatte ich jedoch auch mit dem Gedanken gespielt, eine militärische Laufbahn einzuschlagen. Der Vater meiner Mutter war ein Pilot in der Army Air Force gewesen und ich liebäugelte eine Zeit lang damit, ebenfalls Pilot zu werden. Dann spielte ich mit dem Gedanken, zu den Marines zu gehen – ich wollte mitten hinein ins Schlachtgetümmel. Mir gefiel der Gedanke, an Kämpfen beteiligt zu sein. Ich hatte auch von diversen Spezialeinheiten gehört und dachte darüber nach, der Fernaufklärung des Marine Corps beizutreten, einer Elitekampftruppe. Aber meine Familie, vor allem meine Mutter, wollte, dass ich das College besuchte. Schließlich gab ich nach: Ich beschloss, zuerst eine akademische Ausbildung abzuschließen und dann zum Militär zu gehen. Ich dachte mir, dass ich auf diese Weise erst einmal eine Weile die Zügel schleifen lassen konnte, bevor der Ernst des Lebens losging.

Ich war immer noch ein Rodeoreiter – und mittlerweile sogar ein richtig guter. Aber meine Karriere fand gegen Ende meines ersten Studienjahres ein jähes Ende, als sich bei einem Wettkampf in Rendon, Texas, mein Pferd in der Startbucht überschlug und auf mich fiel. Die umstehenden Helfer konnten aufgrund der ungünstigen Position des Tieres zunächst das Gatter nicht öffnen, sondern mussten es erst wieder auf die Beine stellen. Ich hatte immer noch einen Fuß im Steigbügel, wurde über den Boden gezogen, mehrmals kräftig getreten und verlor schließlich das Bewusstsein. Erst im Rettungshubschrauber, der mich ins Krankenhaus brachte, kam ich wieder zu mir. Meine gebrochenen Handgelenke mussten verschraubt werden, ich hatte mir eine Schulter ausgekugelt, mehrere Rippenbrüche zugezogen sowie einen Lungenflügel und eine Niere gequetscht.

Die größten Probleme während meiner Genesung bereiteten mir die Schrauben. Sie waren etwa einen halben Zentimeter dick und ragten auf

jeder Seite meiner Handgelenke einige Zentimeter aus der Haut hervor. Das Ganze ähnelte dem Hals von Frankensteins Monster. Die lästigen Dinger juckten und sahen seltsam aus, aber immerhin hielten sie meine Hände zusammen.

Einige Wochen nach meinem Unfall beschloss ich, ein Mädchen anzurufen, mit dem ich schon lange ausgehen wollte. Schließlich wollte ich mir von den Metallstiften in meinen Händen nicht die Laune verderben lassen. Während der Autofahrt blieb allerdings eine der langen Metallschrauben mehrfach am Blinkerhebel hängen. Das ärgerte mich so sehr, dass ich das Ding schließlich dicht an der Haut abbrach. Ich schätze, das machte nicht allzu großen Eindruck auf die junge Dame. Die Verabredung endete vergleichsweise früh.

Meine Rodeokarriere war beendet, aber ich feierte trotzdem weiter, als wäre ich noch aktiv. Meine finanziellen Mittel schwanden ziemlich schnell dahin und so fing ich an, nach den College-Seminaren zu arbeiten. Auf einem Holzplatz fand ich Arbeit als Transporteur, das heißt, ich lieferte Holz und andere Materialien an.

Ich war ein guter Arbeiter und ich nehme an, das fiel auf. Eines Tages kam ein Kollege herein und sprach mich an.

»Ich kenne da einen Typen, der eine Ranch hat und einen Arbeiter sucht«, sagte er. »Vielleicht bist du ja interessiert.«

»Klar doch«, sagte ich. »Ich fahre gleich raus.«

Und so wurde ich Rancharbeiter – also doch so etwas wie ein echter Cowboy – obwohl ich eigentlich immer noch ein Vollzeit-Student war.

Das Leben als Cowboy

Ich arbeitete für David Landrum in Hood County, Texas, und stellte schnell fest, dass ich nicht annähernd der Cowboy war, für den ich mich hielt. David sorgte dafür, dass sich das schnell änderte. Er brachte mir alles bei, was man wissen musste, um eine Ranch am Laufen zu halten. Er war ein harter Bursche und konnte gelegentlich sehr laut werden. Wenn er allerdings mit meiner Arbeit zufrieden war, kam kein einziges Wort

des Lobes über seine Lippen. Aber nach einer Weile fing ich wirklich an, den Kerl zu mögen.

Auf einer Ranch zu arbeiten, ist der Himmel auf Erden.

Es ist ein anstrengendes Leben, das einem viel abverlangt, aber dennoch ist es gleichzeitig ein wahres Vergnügen. Man ist die ganze Zeit im Freien. An den meisten Tagen ist man mit den Tieren allein. Man muss sich weder mit Menschen noch Büros oder irgendeinem anderen unwichtigen Mist herumschlagen. Man erledigt einfach seinen Job.

David besaß über 4000 Hektar Land. Es war eine echte Ranch, und sehr altmodisch – wenn wir im Frühjahr das Vieh zusammentrieben, hatten wir sogar einen von Pferden gezogenen Verpflegungswagen dabei.

Es war ein wirklich schöner Ort mit sanften Hügeln, Bächen und weiten Landstrichen, die das Herz höher schlagen ließen, sooft man hinsah. Das Kernstück der Ranch war ein altes Haus, das im 19. Jahrhundert wahrscheinlich ein Gasthof gewesen war. Es war ein großes Gebäude mit geschlossenen Veranden, geräumigen Zimmern und einem großen Kamin, der Körper und Seele wärmte.

Weil ich ein einfacher Rancharbeiter war, war meine Unterkunft natürlich etwas bescheidener. Ich hatte das, was man gemeinhin eine Schlafbaracke nennt, die nur etwas größer war als das Bett. Sie war ungefähr zwei mal vier Meter groß, und mein Bett nahm den meisten Platz darin ein. Es gab keinen Platz für eine Kommode, alle meine Kleidungsstücke, einschließlich der Unterwäsche, musste ich an einer Stange aufhängen.

Außerdem waren die Wände nicht isoliert. Zentraltexas kann im Winter ganz schön kalt sein, und obwohl der Gasofen lief und zusätzlich ein elektrischer Heizer neben dem Bett aufgestellt war, pflegte ich in meiner Kleidung zu schlafen. Aber das Schlimmste war, dass es unter dem Fußboden kein Fundament gab. Ich führte einen Kleinkrieg mit Waschbären und Gürteltieren, die es sich direkt unter meinem Bett gemütlich machen wollten. Die Waschbären waren streitlustig und aggressiv; ich musste an die 20 erschießen, bis bei ihnen schließlich der Groschen fiel und sie begriffen, dass sie unter meiner Schlafstatt nicht willkommen waren. Ich fuhr zunächst Traktoren und pflanzte im Winter Weizen für das Vieh.

Dann übernahm ich die Fütterung der Rinder. Als David schließlich zu der Überzeugung gelangt war, dass ich wohl bleiben würde, übertrug er mir verantwortungsvollere Aufgaben. Er erhöhte meinen Lohn auf 400 Dollar im Monat.

Wenn mein letztes Seminar gegen 14 Uhr zu Ende ging, fuhr ich hinüber zur Ranch. Dort arbeitete ich bis Sonnenuntergang, danach lernte ich und ging schlafen. Am Morgen fütterte ich als Allererstes alle Pferde und ging dann zum Unterricht. Der Sommer war das Beste, denn dann konnte ich von 5 Uhr morgens bis 9 Uhr abends im Sattel sitzen.

Schließlich wurde ich ein sogenannter Zweijahresmann, ich trainierte speziell fürs Viehtreiben geschulte Pferde und machte sie bereit für die Auktion. Diese sogenannten Cutting Horses helfen den Cowboys dabei, Kühe von der Herde zu trennen. Als Arbeitstiere sind sie enorm wichtig für eine Ranch und ein gutes Pferd kann viel Geld einbringen.

Erst hier lernte ich wirklich, mit Pferden umzugehen; und ich wurde viel geduldiger. Wenn man bei einem Pferd die Geduld verliert, kann man es dauerhaft ruinieren. Deshalb disziplinierte ich mich selbst dazu, mir Zeit zu lassen und sachte mit ihnen umzugehen.

Pferde sind wahnsinnig intelligent. Sie lernen schnell – wenn man es richtig macht. Man zeigt ihnen eine Kleinigkeit, gönnt ihnen eine Pause und wiederholt das Gezeigte ein zweites Mal. Wenn ein Pferd etwas Neues lernt, leckt es seine Lippen. Auf dieses Zeichen achtete ich. Man beendet die Lektion mit etwas Positivem und macht am nächsten Tag weiter. Natürlich dauerte es eine ganze Weile, bis ich all dieses Wissen erworben hatte, und es gab immer wieder auch Fehlschläge. Immer wenn ich Mist gebaut hatte, ließ mich David das auch spüren. Er fuhr mich sofort an und beschimpfte mich aufs Übelste. Aber ich trug es ihm nie nach. Ich dachte mir nur: *Ich weiß, ich kann's besser und ich werde es dir beweisen.*

Genau diese Einstellung ist zufällig genau das, was man braucht, um ein SEAL zu werden.

Ein »Nein« von der Navy

Da draußen in den weiten Landstrichen hatte ich viel Zeit und Platz, um über meine Zukunft nachzudenken. Lernen und Seminare besuchen waren nicht meine Welt. Nachdem meine Rodeokarriere zu Ende gegangen war, beschloss ich, das College abzubrechen, mit der Rancharbeit aufzuhören und zu meinem ursprünglichen Plan zurückzukehren: nämlich eine militärische Laufbahn einzuschlagen und Soldat zu werden. Da dies mein ursprünglicher Wunsch gewesen war, sah ich nicht ein, noch länger zu warten.

Und so suchte ich eines schönen Tages im Jahre 1996 die Rekrutierungsstelle der US-Streitkräfte auf, um mich zu verpflichten.

Diese Rekrutierungsstelle glich einer kleinen Einkaufspassage. Fein säuberlich nebeneinander aufgereiht befanden sich die einzelnen Büros der Army, der Navy, des Marine Corps und der Air Force. Wenn man eintrat, folgten einem sofort mehrere Augenpaare. Es war klar: Hier herrschte Konkurrenz, und nicht unbedingt eine der sportlich-freundschaftlichen Art.

Ich ging zuerst zur Tür des Marine Corps, aber der Anwerber war gerade beim Mittagessen und nicht anwesend. Als ich mich umdrehte, um wieder zu gehen, sprach mich der Army-Rekrutierer vom anderen Ende des Flurs an.

»Hey«, sagte er. »Warum schauen Sie nicht bei mir vorbei?«, fragte er. *Spricht ja nichts dagegen*, dachte ich. Also ging ich hin.

»Warum wollen Sie zum Militär?«, fragte er.

Ich sagte ihm, dass es mich zu den Spezialeinheiten zog, dass die Special Forces der Army einen guten Ruf hatten und ich gerne in diesem Zweig dienen würde – sofern ich denn der Army beitreten würde. (Special Forces oder kurz SF ist eine Eliteeinheit der Army, die eine Reihe von Sondereinsätzen ausführt. Der Begriff »Special Forces« wird manchmal fälschlicherweise verwendet, um alle SEK-Gruppen zu bezeichnen, wenn ich diesen Begriff jedoch verwende, meine ich ausschließlich die Einheit der Army.)

Damals musste man ein E5 – also ein Sergeant – sein, bevor man überhaupt den SF beitreten konnte. Ich hatte keine Lust, so lange zu warten, bis ich es mit den wirklich interessanten Dingen zu tun bekam. »Sie könnten auch zu den Rangern gehen«, schlug der Anwerber vor.

Ich wusste nicht viel über die Ranger, aber das, was er mir erzählte, klang ziemlich spannend – aus Flugzeugen springen, Ziele angreifen, ein Experte für Handfeuerwaffen werden. Er zeigte mir die Karrieremöglichkeiten auf, die vor mir lagen, konnte mich aber nicht wirklich restlos überzeugen.

»Ich denke darüber nach«, sagte ich, stand auf und wollte gehen.

Auf meinem Weg nach draußen rief mich der Navy-Typ vom anderen Ende des Flurs zu sich.

»Hey, Sie da«, sagte er. »Kommen Sie doch mal her.«

Ich ging zu ihm.

»Worüber haben Sie denn eben geredet?«, fragte er.

»Ich habe darüber nachgedacht, den SF beizutreten«, sagte ich. »Aber dafür muss man ein E5 sein. Also unterhielten wir uns über die Ranger.«

»Ach ja? Schon mal was von den SEALs gehört?«

Die SEALs waren damals noch relativ unbekannt. Ich hatte zwar schon von ihnen gehört, wusste aber nicht allzu viel. Ich glaube, ich zuckte mit den Achseln.

»Warum treten Sie nicht ein«, sagte der Navy-Mann, »dann erzähle ich Ihnen mehr.«

Er fing an, mir etwas über BUD/S, das Basic Underwater Demolition/ SEAL Training, zu erzählen, eine Kampfschwimmer-Grundausbildung, die jeder SEAL durchlaufen muss. Heutzutage gibt es Hunderte von Büchern und Filmen über SEALs und BUD/S; es gibt sogar einen ziemlich langen Artikel über unsere Ausbildung auf Wikipedia. Aber damals war BUD/S noch recht geheimnisumwittert, zumindest für mich. Als ich hörte, wie anstrengend dieses Training war, wie die Ausbilder die Anwärter fertigmachten, und dass weniger als zehn Prozent der Klasse den Kurs bestanden, war ich beeindruckt. Man musste schon ein verdammt zäher Hund sein, um dieses Programm zu bestehen.

Diese Herausforderung gefiel mir. Dann ging der Anwerber dazu über, mir von all den beeindruckenden Einsätzen zu berichten, die die SEALs und ihre Vorgänger, die UDTs, bestritten hatten. (UDTs waren die Mitglieder der Underwater Demolition Teams, die im und nach dem Zweiten Weltkrieg feindliche Strände ausgekundschaftet und Sondereinsätze ausgeführt hatten.) Er tischte mir die fesselndsten Erzählungen darüber auf, wie diese Elitesoldaten durch Hindernisse hindurchschwammen, um Strände zu stürmen, die fest in japanischer Hand waren, und in Vietnam hinter feindlichen Linien in heftige Scharmützel gerieten. Ich fand das alles richtig krass und als ich ging, wollte ich unbedingt ein SEAL werden.

Viele Anwerber, vor allem die guten, sind mit allen Wassern gewaschen, und mit genau einem solchen hatte ich es zu tun. Als ich wiederkam, um die Unterlagen zu unterschreiben, teilte er mir mit, dass ich auf die Eintrittsprämie verzichten müsse, wenn ich sichergehen wollte, als SEAL infrage zu kommen.

Ich ließ mich darauf ein.

Er hatte es natürlich faustdick hinter den Ohren. Mein Verzicht auf die Prämie ließ ihn sicher gut aussehen. Ich bin mir absolut sicher, dass diesem Rekrutierer noch eine blühende Karriere als Gebrauchtwagenhändler bevorsteht.

Die Navy versprach mir nicht, dass ich ein SEAL werden würde; ich musste mir dieses Privileg erarbeiten. Sie garantierte mir jedoch, dass ich die Chance erhielt, mich zu bewerben. Mir reichte das, weil ich mir sicher war, dass ich nicht scheitern würde.

Der einzige Haken daran war, dass ich nicht einmal die Chance erhielt zu scheitern.

Denn die Navy sortierte mich sofort aus, als ans Licht kam, dass ich seit dem Rodeounfall Metallschrauben in einem Arm hatte. Ich versuchte es mit Bitten und Betteln; nichts half. Ich bot sogar an, eine Einverständniserklärung zu unterschreiben, dass ich die Navy nicht haftbar machen würde, falls meinem Arm etwas zustieß.

Sie lehnte mich trotzdem ab.

Und das, folgerte ich, war das Ende meiner Militärkarriere.

Der Anruf

Nachdem das Militär für mich nicht mehr infrage kam, konzentrierte ich mich wieder darauf, eine Laufbahn als Rancher einzuschlagen und Cowboy zu werden. Da ich bereits einen guten Job auf einer Ranch hatte, ergab es keinen Sinn, weiter aufs College zu gehen. Also brach ich das Studium ab, obwohl mir zum Abschluss nur noch wenige Bewertungseinheiten fehlten.

Da ich nun Vollzeit arbeitete, verdoppelte David meinen Lohn und übertrug mir immer größere Verantwortung. Bessere Angebote führten mich später auch zu anderen Ranchs, aber aus verschiedenen Gründen kehrte ich immer wieder zu meiner alten Stelle bei David zurück. Schließlich verschlug es mich kurz vor dem Winter 1997/1998 nach Colorado.

Ich nahm einen Job an, ohne zu wissen, worauf ich mich einließ, was sich im Nachhinein als großer Fehler herausstellte. Ich dachte, es sei sicher einmal eine angenehme Abwechslung, vom texanischen Flachland in die Berge zu ziehen.

Aber die Ranch, auf der ich meinen neuen Job antrat, lag ausgerechnet in der einzigen Gegend von Colorado, die noch flacher ist als Texas. Nur deutlich kälter. Es dauerte nicht lange, bis ich David anrief und ihn fragte, ob er zufällig noch Hilfe benötigte.

»Du kannst jederzeit zurückkommen, wenn du willst«, antwortete er.

Ich fing an zu packen, kam aber nicht weit. Kurz bevor ich zurück nach Texas ziehen konnte, erhielt ich einen Anruf von der Navy.

»Wollen Sie immer noch ein SEAL werden?«, fragte mich der Rekrutierer am anderen Ende der Leitung.

»Warum?«

»Weil wir Sie wollen«, sagte er.

»Was ist mit den Schrauben in meinem Arm?«

»Machen Sie sich darüber mal keine Sorgen.«

Das tat ich auch nicht. Ich fing sofort an, alle nötigen Vorkehrungen zu treffen.